

Mindener Tageblatt vom 21.09.2009

MUSIKALISCHE STERNSTUNDE BIS ZUR LETZTEN MINUTE

Lohengrin-Premiere am Mindener Stadttheater: Hervorragendes Sängersenemble, großartiges Orchester, sparsame Inszenierung



Von Christian Helming

Minden (hel). Beschäftigt man sich mit der Mindener Lohengrin-Premiere, kommt man um die Verwendung der Vokabel „Wunder“ nicht herum. Da ist zum einen das Werk, in dem der Galsritter Lohengrin auf wundersame Weise erscheint. Da ist der Regisseur John Dew, heute Intendant am Staatstheater in Darmstadt, dem seiner Zeit das sogenannte Bielefelder Opernwunder zugeschrieben wurde.

Und da ist das Mindener Stadttheater, in dem sich vor vier Jahren laut überregionaler Presse in der Tannhäuser-Inszenierung von Keith Warner das „Wunder von Minden“ vollzog. Beste Voraussetzungen also, für einen neuen wunderbaren Wagner-Abend? Oder eine übermäßige Erwartungshaltung?

Das Vorspiel hebt an und Licht taucht den halbtransparenten Schwanen-Vorhang, einer Tapete im Schloss Neuschwanstein nachempfunden, von oben nach unten in jenes Blau, das die herab sinkende Aura des Grals symbolisiert. Ein diagonaler Lichtstrahl kündigt von der bevorstehenden Ankunft des Schwanenritters. Damit ist zum drei Akte währenden Einheitsbühnenbild von Heinz Balthes bereits alles gesagt. Hinzu kommen wenige Lichteffekte und eine Handvoll Requisiten: Vier Hocker, ein paar kultische Gegenstände Ortruds, Schwerter, Ring und Horn. Viel fürs Auge ist das nicht. Kein Problem, wenn der Regisseur ein psychologisch differenziertes Kammerspiel auf die Bühne brächte, das durch stimmige Personenführung überzeugte.

Doch das ist leider nur anfangs der Fall. Im ersten Akt und zu Beginn des zweiten findet eine Inszenierung statt. Danach beschränkt sich Dew auf das Herunterbuchstabieren von Wagners Regieanweisungen, lässt stehen, schreiten, auf- und abtreten und findet kaum zu schlüssiger Interaktion seines Personals. Beispielhaft seien Elsas Einzug in das Münster, die Brautgemach- und die Schlusszene genannt, in der die Regie versagt. Man muss nicht dem sogenannten Regietheater anhängen, man muss nicht eine radikale Lesart oder gar Umdeutung von Wagners Werk befürworten, um zu der Erkenntnis zu gelangen,

dass das zu wenig ist, dass das nicht als werkgetreu missverstanden werden darf. Schon der Auftritt Lohengrins gerät zur Selbstparodie. Eine Tür im Zuschauerraum öffnet sich, Nebel strömt herein und Lohengrin naht aus dem Foyer, in weißer Uniform, an Schulter und Beinen gepanzert. Sieht so das Bühnenwunder aus, von dessen Gelingen, so der langjährige Bayreuther Dramaturg Oswald Georg Bauer, die Gratwanderung zwischen Erhabenem und Lächerlichem abhängt?

Die anderen Akteure tragen von Jose-Manuel Vasquez entworfene fantastisch-abstrakte Kostüme, die einerseits das märchenhafte des Werkes betonen, andererseits in ihrer holzschnittartigen Anlage seltsam statisch wirken. Der Chor der Nationaloper Sofia bleibt unsichtbar hinter dem Vorhang, das war aufgrund der Platzverhältnisse nicht anders zu erwarten. Aber auch die Brabantischen Edlen und Edelknaben werden von Dew nicht in die Szene mit einbezogen.

Lyrische Momente voll ausgekostet

Dass diese Aufführung dennoch von Anfang an in ihren Bann zieht, liegt an der musikalischen Intensität, die bis zur letzten Sekunde nicht abreißt. Mit rasanten Tempi (1. Akt: Rekord verdächtige 55 Minuten) peitscht Frank Beermann die furios aufspielende Nordwestdeutsche Philharmonie durch die Partitur, lässt einen symphonisch-opulenten Wagner spielen. Und doch wirkt nichts gehetzt, entwickelt Beermann alles organisch und von innen heraus, kostet auch die lyrischen Momente voll aus und trägt die Sänger dabei wie auf Händen. Das tönt aus dem Orchestergraben manch großen Opernhauses nicht besser. Die NWD hat in den letzten Jahren ein derart hohes Niveau erreicht, das sich nach der Demission Andris Nelsons und der derzeit vakanten Position des Chefdirigenten hoffentlich nicht als Fallhöhe erweisen wird.

Als weiterer Glücksmoment erweisen sich die Sänger-Darsteller. Heiko Trinsinger spielt und singt einen erregten, von seiner Frau instrumentalisierten, stimmungsgewaltigen Telramund. Ruth-Maria Nicolay als Ortrud ist mal berechnend-kalt, dann rachsüchtig-brodelnd. Mit kraftvoller Stimme in der Höhe und dunklem Timbre in der Tiefe. Eine Ortrud der Extraklasse. John Charles Pierce brilliert immer dann, wenn er den heldischen Stahl seiner Stimme voll ausfahren kann. Er ist kein Lohengrin der leisen Töne. Im Piano fällt es ihm schwer, seiner Stimme Kontur zu geben. Anna Gabler fasziniert als Elsa von seltener Authentizität: jugendlich, anmutig, zerbrechlich. Und ist ihrer Rolle dabei auch stimmlich gewachsen. Der Heerrufer Christoph Burdacks weiß nur mit Abstrichen zu überzeugen und wirkt in der Höhe recht angestrengt. Überraschend Andreas Hörl als nobler König Heinrich. Seit seinem letzten Auftritt als Landgraf im Tannhäuser hat seine Stimme an Reife gewonnen, setzt er seinen voluminösen Bass noch differenzierter ein und brilliert mühelos in den hohen Passagen seiner Rolle. Und das bei hervorragender Textverständlichkeit. Damit hat er sich endgültig für höhere Aufgaben empfohlen.

Das letzte Wort obliegt dem Chor

Schade, dass diesen außergewöhnlichen Sängerleistungen keine adäquate Regie gegenüberstand. Auf die Herausforderung der eingeschränkten Mindereiner Möglichkeiten und der damit verbundenen Chance, aus weniger mehr zu machen, konnte oder wollte Dew sich offenbar nicht einlassen.

Am Ende sterben Elsa und Ortrud nicht, wie es Wagner in seinen Bühnenanweisungen vorsieht. So viel Freiheit darf dann doch sein. Das letzte Wort obliegt dem Chor: „Weh!“ Und doch gibt es keinen Grund zur Trauer. Denn an die Stelle eines Bühnenwunders ist ein

musikalisches getreten, auf das der Mindener Wagner-Verband und seine Vorsitzende Dr. Jutta Hering-Winckler, Herz und Seele dieser Produktion, stolz sein kann und das vom Premierenpublikum lang anhaltend gefeiert wurde.